

SOWI-Arbeitspapier Nr. 03

Dr. Paul Klein

ZUR SITUATION
DER MILITÄRBEZOGENEN
SOZIALWISSENSCHAFTLICHEN
FORSCHUNG IN DER
BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Vortrag gehalten beim intern. Werkstattgespräch Verteidigungspädagogik an der Universität Klagenfurt am 17.06.1987

(Publikation vorgesehen in: van Trotsenburg, E.A. (Hrsg.): Verteidigungspädagogik. Frankfurt, Bern: Lang 1987)

1. Die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Militär

Die soziologische, psychologische und pädagogische Beschäftigung mit dem Militär ist relativ jung. So wird der Beginn der Militärsoziologie in ihrem Ursprungsland USA allgemein in die Zeit des Zweiten Weltkrieges datiert,² wobei als Geburtsumstände mit den bis dahin bekannten militärischen Mitteln nicht behebbare Schwierigkeiten bei der Ausbildung und Führung militärischer Gruppen gelten. Genau betrachtet betrifft diese Festlegung nicht die allgemeine soziologische Deutung des Militärs und militärischer Phänomene. So nimmt etwa in den herausragenden soziologischen Theorien des 19. Jahrhunderts - man denke an Herbert Spencer oder Auguste Comte - die Erklärung des Krieges einen wichtigen Platz ein.³ Und Joseph Schumpeters Soziologie der Imperialismen (1918) wie auch Alfred Vagts Analyse des Militarismus (1938) haben auch heute noch ihren Stellenwert in den einschlägigen Diskussionen.

In Deutschland setzte nach dem Ersten Weltkrieg in der Wehrmachtpsychologie zwar eine recht breite psychologische Beschäftigung mit dem Militär ein, sie hatte aber eher eine praxisrelevante und anwendungsbezogene Orientierung.⁴ Eine intensivere, auch die anderen Sozialwissenschaften umfassende Auseinandersetzung erfolgte erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg.

1959, noch in der Aufstellungsphase der Bundeswehr, wurde eine Kommission der evangelischen Studiengemeinschaft gegründet, die dann mit Georg Picht als Herausgeber 1965/66 Ergebnisse ihrer Studienarbeit vorlegte⁵. In Köln entstand im Jahre 1961 eine "Wehrsoziologische Forschungsgruppe", Sie wurde von René König moderiert und führte u.a. auch für das Bundesministerium der Verteidigung Studien durch. Schließlich sind als diskussionsprägende Einzelpublikationen noch Wido Mosen's 1968 und 1970 publizierte, vor dem Hintergrund der kritischen Theorie entstandenen Analysen, sowie der von Pöggeler und Wien herausgegebene Sammelband über "Soldaten der Demokratie" bemerkenswert.⁶

Die vergleichsweise junge Geschichte von Militärsoziologie, -psychologie und -pädagogik wirkt sich neben der geringen Kongruenz der Vorstellungen über den Untersuchungsgegenstand, nämlich das Militär, zweifellos als ein weiterer Einflußfaktor für den bruchstückhaften Gesamteindruck dieser Disziplinen aus. Denn die Konstruktion und die empirische Überprüfung auch von Theorien mittlerer Reichweite zur konsistenten Analyse der vielschichtigen Beziehungen zwischen Militär und Gesellschaft sind ein zeitaufwendiges Unterfangen. Hier kommt hinzu, daß ein Großteil der bislang vorliegenden Studien als Auftragsforschung durchgeführt wurde. Im Regelfall waren und sind dabei die Auftragnehmer kommerzielle Institute. Weder vom eigenen Anspruch her noch unter den ökonomischen Rahmenbedingungen oder vom Erwartungshorizont der Auftraggeber aber ist bei der Auftragsdurchführung theoriegeleitetes Forsuchen die Richtschnur. Vielmehr stecken die Ziele des Auftraggebers bzw. die der Organisation den normativen Rahmen ab, innerhalb dessen der Forschungsauftrag abgeleistet werden soll und in der Regel auch wird.⁷

Der Hinweis auf diese Tatbestände würde jedoch nicht als Erklärung für den Zustand der Disziplin taugen, wenn eine theoretische Durchdringung des Forschungsfeldes mit einer entsprechenden Grundlagenforschung an den im Vergleich zu den kommerziellen Instituten unabhängigen Universitäten durchgeführt würde. Somit

stellt sich die Frage nach der Verankerung der Militärsozialwissenschaften in der akademischen Szene. Geht man davon aus, daß der Stand der Theoriebildung in einem Fach mit den dafür aufgewandten universitären Ressourcen in einer Art von Wechselwirkung steht, dann ist nicht zu erwarten, daß ihnen an den Universitäten breites Interesse entgegengebracht wird. Morris Janowitz kommt dementsprechend bei seiner Zustandsanalyse der Militärsoziologie zu dem Resümee, daß "unabhängige Lehre und Forschung zum Thema 'Militär' nicht hinreichend in das intellektuelle Leben der Universitäten integriert sind".⁸ Und das Autorenpaar Kourvetaris und Dobratz stellt bilanzierend fest, daß die Militärsoziologie noch keine akademische Anerkennung als ein selbständiges Teilgebiet der Soziologie erlangt hat.⁹ Einzelbelege, die dokumentieren können, daß diese amerikanischen Feststellungen auch für die Bundesrepublik Deutschland gelten, lassen sich leicht finden. Bislang existiert an den Hochschulen in der Bundesrepublik, die Hochschulen der Bundeswehr eingeschlossen, kein Lehrstuhl, der explizit für Militärsoziologie, -psychologie oder -pädagogik ausgewiesen ist. Dies gilt paradoxerweise sogar für die Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaftlichen Anteile (EGA) des Studiums an beiden Bundeswehruniversitäten, die "nicht nur auf eine spätere fachliche Tätigkeit als Pädagoge, Ingenieur, Wirtschaftswissenschaftler etc., sondern zugleich für die berufliche Situation als Offizier vorbereiten"¹⁰ sollen.

In den Vorlesungsverzeichnissen der westdeutschen Hochschulen finden sich höchst selten Lehrveranstaltungen, die sich thematisch auf die sozialwissenschaftliche Betrachtung des Militärs beziehen lassen. So konnten z.B. für das Wintersemester 1977/78 und das Sommer-Semester 1978, die beiden Bundeswehrhochschulen wiederum inbegriffen, im soziologischen Lehrangebot nur 5 Offerten ausfindig gemacht werden, die sich unter einen weit gefaßten Begriff von Militärsoziologie zählen lassen.¹¹ Von den an Hochschulen der Bundesrepublik 1979 eingerichteten Sonderforschungsbereichen befaßte sich keiner mit Fragen des Militärs. Die bereits erwähnte Forschungsgruppe an der Universität Köln unter René König hat ihre Arbeit eingestellt. Akademische Prüfungsarbeiten zum Thema Militär und Krieg sind sehr selten. So führt die Auflistung der Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation an der Universität Trier für die im 2. Halbjahr 1985 angenommenen Diplomarbeiten im Fach Psychologie lediglich 2 diesbezügliche Arbeiten auf. Im Promotionsjahr 1985 gab es keine psychologische Dissertation, die sich mit dem Militär befaßte. Bemerkenswert ist weiterhin, daß in der Bundesrepublik keine Zeitschrift regelmäßig erscheint, die der Diskussion sozialwissenschaftlicher oder pädagogischer Fragen im Zusammenhang mit dem Militär ganz oder zu einem relevanten Teil vorbehalten ist. Die noch am ehesten anzuführende "Europäische Wehrkunde" dient vornehmlich der Betrachtung militärhistorischer bzw. militärpolitisch-strategischer Fragen. Sieht man von dem 1968 erschienenen Sonderheft "Militärsoziologie" der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie" ab, dann sind in den Zeitschriften, die den Kenntnisstand der westdeutschen Soziologie repräsentieren, nur höchst selten Aufsätze mit entsprechender Thematik erschienen: In der "Kölner Zeitschrift" selbst sind in den Jahrgängen 1948/49 bis 1977 genau 8 Beiträge zum Themenbereich "Militärsoziologie" (das sind 1 % aller 873 Beiträge, Rezensionen und Kongreßberichte nicht berücksichtigt) erschienen und in der Zeitschrift "Soziale Welt", dem zentralen Publikationsorgan für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis sind im Zeitraum 1949 bis 1977 ebenfalls nur 8 einschlägige Aufsätze veröffentlicht worden.¹² In den sozialwissenschaftlichen Gesellschaften oder Berufsverbänden in der Bundesrepublik existieren keine mit der wissenschaftlichen Analyse des Militärs be-

faßten Sektionen. Dies gilt sowohl für Soziologie als auch für Psychologie und Pädagogik. Lediglich der auf der Basis gemeinsamen Interesses lose organisierte "Arbeitskreis Militär- und Sozialwissenschaften" (AMS) kann als ein Kommunikationsgremium bzw. als Austauschort für Informationen zum Thema Militär angesehen werden.

Wenn auf dem sozialwissenschaftlichen Sektor in der Bundesrepublik den noch geforscht und publiziert wird, so geschieht es entweder im Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, dessen Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit aber nicht immer zugänglich sind,¹³ oder aber es handelt sich um Arbeiten von einigen wenigen "wissenschaftlichen Einzelkämpfern" an den Universitäten wie z.B. Bastian, von Bredow, Pöggeler oder Zoll.

Verfolgt man die Zahl der Veröffentlichungen in den "Wehrpsychologischen Untersuchungen", dem auch der Öffentlichkeit zugänglichen Publikationsorgan der Bundeswehrpsychologie, so muß im Vergleich zu früheren Jahren eine dem Außenstehenden nicht erklärbare Stagnation konstatiert werden.¹⁴

Zur Erklärung, warum das Studium des Verhältnisses von Streitkräften und Gesellschaft bzw. binnenmilitärischer Probleme so etwas wie eine Anomalie¹⁵ innerhalb der Sozialwissenschaften darstellt und warum die Beziehungen zwischen Militär und Wissenschaft als "Unverhältnis"¹⁶ bezeichnet werden, bieten sich mehrere Hinweise an. Diese sind auf verschiedenen analytischen Ebenen angesiedelt und haben jeweils unterschiedliches Gewicht.

2. Gründe für die defizitäre Situation

2. 1. Probleme der Theoriebildung

Verschiedentlich wurde gesagt, Pädagogik in der Bundeswehr sei Andragogik, um darauf aufmerksam zu machen, daß Erwachsene Gegenstand pädagogischer Absichten sind. Dieses Begriffsproblem macht auch auf die Aporie an entwickelten Theorien aufmerksam, die sich als Referenz für sozialwissenschaftliche und hier insbesondere pädagogische Forschung in der Bundeswehr eignen. Was offenbar vorliegt, sind entweder Theorien allenfalls mittlerer Reichweite, etwa Lerntheorien oder Theorien für bestimmte Altersgruppen z.B. Adoleszente, oder Sozialisationstheorien, bei denen Sozialisation als lebenslanger Prozeß aufgefaßt wird. Letzteres scheint aber nicht zufriedenstellend, weil es zu abstrakt, zu wenig verbindlich ist und weil - das zeigt die derzeitige Jugendforschung deutlich - weder die Interaktion zwischen Individuum und Umwelt hinreichend Eingang findet, noch die Antizipation der Ergebnisse von Lernprozessen gemeinhin Gegenstand von Sozialisationstheorien ist.

Spätestens an diesem Punkt ist die gesellschaftliche Funktion der Bundeswehr angeführt. Es kann davon ausgegangen werden, daß der im Grundgesetz der Bundesrepublik normierte Auftrag der Streitkräfte (Art. 87 GG) nicht deckungsgleich mit der gesellschaftlichen Funktion von Militär ist. War diese Funktion von Streitkräften bis ca. zum Korea-Krieg wesentlich die Verteidigung des nationalstaatlichen Territoriums, oder weiter gefaßt, nationaler Interessen vor feindlichen Obergriffen, so dürfte heute die Verteidigung der Höherwertigkeit einer Lebensform, d.h. der westlichen,

Vorrang haben. Damit aber sind Streitkräfte zumindest symbolisch auch eine Art Garantie für diese Überlegenheit (anders formuliert: Streitkräfte haben auch eine für die Gesellschaft sinnstiftende Funktion erhalten). Einmal unterstellt, die Streitkräfte haben den angedeuteten Funktionswandel durchgemacht - wofür vieles spricht¹⁷ - dann steht sozialwissenschaftliche Forschung im Militär von vorneherein unter Ideologieverdacht. Dieser trifft besonders für den Fall zu, daß die Höherwertigkeit der eigenen Lebensform im Vergleich zu damit konkurrierenden nicht von vorneherein als Prämisse eingebracht wird.

Diese an und für sich nicht einfache Situation kompliziert sich noch: Die Gewährleistung der Höherwertigkeit der eigenen Lebensform beinhaltet auch das Nachdenken über die Möglichkeit der Anwendung des Monopols an organisierter Gewalt, das dem Militär zugewiesen ist. Spätestens an diesem Punkt aber kann ein moralisches Dilemma für den Forscher entstehen. Denn offensichtlich konfliktieren das Nachdenken über eine potentielle Anwendung totalitärer Gewalt, über die bestehenden overkill-Kapazitäten, über das mehr und mehr in Richtung eines Holocaust sich bewegende Kriegsbild mit den implizierten oder explizierten Menschenbildern oder Gesellschaftsvorstellungen sozialwissenschaftlicher Theorien, mit den mehr oder weniger idealistischen Grundannahmen über das Hauptobjekt sozialwissenschaftlicher Forschung, den Menschen. Um welche Art von Dilemmata es dabei geht, und zu welchen gequälten Reaktionen und letztlich unbefriedigenden Lösungsversuchen diese führen, belegen z.B. die Antworten beider Kirchen in der Bundesrepublik auf die Friedensdiskussion allgemein oder speziell auf die Frage, ob die Androhung eines Einsatzes von Atomwaffen im Rahmen der Abschreckung noch moralisch gerechtfertigt werden kann.

Die manchmal angebotene Lösung des Dilemmas - der Soldat habe den Frieden zu sichern, wenn der erste Schuß fällt, habe er versagt - hilft hier nicht weiter. Denn sie beinhaltet ihrerseits nun eine für pädagogische Absichten weitreichende Paradoxie. Denn de facto hat sich pädagogisches Bemühen auf etwas zu richten, was nicht eintreten darf, bzw. das, wenn es eintritt, das vorangegangene Bemühen für gescheitert definiert. Das aber dürfte vordergründig einen neuen Begriff von Evaluation erfordern. Darüber hinaus aber -und weil der Ernstfall endgültig sein dürfte - wird die andernorts mit anderen Beweggründen geführte Debatte um die Finalität wissenschaftlichen Tuns in gewisser Weise, nach Maßgabe der Semantik und Finalität, auch auf die hier in Frage stehenden Sozialwissenschaften beziehbar.

Die Frage nach der Begründung einer militär-spezifischen Pädagogik, einer wie auch immer benannten Bindestrichpädagogik, gewinnt vor dem geschilderten Hintergrund eine neue, eigentümliche Dringlichkeit. Denn es kann dann nicht mehr nur darum gehen, etwaige Unterschiede zwischen dem Waffendrill und etwa dem Einüben hochroutinisierten Verhaltensweisen im Industriebetrieb zur Begründung einer solchen Pädagogik heranzuziehen. Eher ausschlaggebend ist die Frage nach dem Warum und Wofür z.B. des Waffendrills, d.h. also letztlich nach der gesellschaftlich-politischen Funktion der Streitkräfte. Damit aber werden alle sozialwissenschaftlichen Disziplinen angesprochen und andere Antworten als die bislang angebotenen oder gegebenen zumindest diskutierbar.

2.2. Zielproblematik

Fragt man Militärs danach, auf welches Ziel hin pädagogisches Handeln in der Bundeswehr ausgerichtet sein soll, so wird vielfach als quasi-rituelle Größe der „Auftrag“ der Bundeswehr genannt. Jenseits der skizzierten Differenz zwischen formalem Auftrag und gesellschaftlicher Funktion scheiden sich bei der Schwerpunktsetzung innerhalb des Auftrages die Geister. Zwar gibt es noch weitgehende Einigkeit darüber, daß die Bundeswehr eine Defensivstreitmacht sei. Die Meinungen darüber, ob der Auftrag dann als nicht erfüllt angesehen werden muß, wenn es zum Kriege kommt, wenn also die Abschreckung versagt hat, oder ob dann der Auftrag erst richtig beginnt, wobei man wenig über ein Kriegsbild weiß, klaffen ebenso auseinander wie die Antworten auf die Frage, ob am Ende des Wehrdienstes der funktionstüchtige Soldat oder aber auch der verantwortungsbewußte, selbständig entscheidende Bürger stehen soll. Es ist nur naheliegend, daß je nach Schwerpunktsetzung sich auch die Ziele pädagogischen Handelns und der zugrunde liegenden sozialwissenschaftlichen Forschung unterscheiden. Holzschnittartig vergrößert kann und darf für die einen das Durchdenken der Sequenz, daß das Kämpfen unter den Bedingungen atomarer Waffenvernichtungswaffen letztendlich mit dem Selbstmord enden muß, kein Tabu sein, für die anderen muß ein Gedankenspiel, das genau auf ein solches Reflektieren hinzielt, als demotivierend oder sogar destruktiv erscheinen. Pragmatisch orientierten letztere sich deshalb an angeblich zeitlosen "soldatischen Tugenden", ohne zu berücksichtigen, daß auch Tugenden einem Wertewandel unterworfen sind und daß möglicherweise den ehrwürdigen Tugenden in einer kriegerischen Auseinandersetzung der Zukunft gar keine Zeit bleibt sich zu entfalten. Um dies zu beleuchten: Als erstrebenswert gelten, so der ehemalige Generalinspekteur H. Wust in seinem Festvortrag anlässlich der 20-Jahrfeier der Führungsakademie, Eigenschaften wie Gehorsam, Disziplin, Bescheidenheit, Mut und Tapferkeit,¹⁸ Werte also, die gerade der jungen Generation kaum noch etwas sagen,¹⁹ die selbst von jüngeren Offizieren nicht mehr als erstrebenswert angesehen werden.²⁰

Soldatische Tugenden einheitlich in den Mittelpunkt des Erziehungsgeschehens zu stellen, verkennt eine weitere Gegebenheit: Die Bundeswehr ist kein in sich homogenes Feld, sondern besteht aus aufgebotenen Wehrpflichtigen, aus freiwilligen Zeit- und Berufssoldaten mit nahezu zwangsläufig je unterschiedlichen Meinungen und Einstellungen zur gemeinsamen Lebenswelt Militär. Was dem einen als erstrebenswerte Tugend gilt, ist dem anderen vielleicht gerade als Begriff geläufig oder wird gar abgelehnt. Einen Beleg für die Gegensätze liefert die Traditionsstudie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr.²¹ Während, Offiziere Tradition und Traditionspflege in der Bundeswehr mit breiter Mehrheit begrüßen, hält ein Großteil der Wehrpflichtigen sie für überflüssig oder gar schädlich.

Der Wehrpflichtige tritt seinen Dienst in der Bundeswehr in der Regel unfreiwillig an, seine Einstellung ihm gegenüber ist nicht unbedingt positiv, er versieht seinen Dienst häufig ohne inneres Engagement und ist mehrheitlich lediglich an einer baldigen Beendigung seiner Militärzeit interessiert.²² Für den Zeitsoldaten stehen nicht selten vordergründig materielle Interessen und Motive im Vordergrund seiner Verpflichtung, er ist längere Zeit Soldat, weil er sich dadurch eine (zivil-)berufliche Verbesserung verspricht.²³ Lediglich beim Berufssoldaten darf man eine vergleichsweise stärkere Identifizierung mit seiner Tätigkeit voraussetzen, schließlich hat er das Soldatsein als lebenslange Profession gewählt. Je nach ihrer vorherrschenden Motivation und Grundeinstellung zum Soldatsein bedürften die drei Gruppen eigentlich unterschiedlicher pädagogischer Ansätze. Diese reichen von didaktischen Fragen der Aus- und

Weiterbildung bis hin zu verschiedenen Lernzielen und -inhalten. Dies hat insofern Konsequenzen auch für die sozialwissenschaftliche Forschung als eine einheitliche diesbezügliche Theoriebildung für die Bundeswehr wohl nicht möglich sein dürfte. Der ohnehin fehlende Konsens über die Ziele einer Pädagogik in der Bundeswehr und die angedeutete Verschiedenartigkeit der Zielgruppen wird insbesondere solche Forschungsintentionen abschrecken, die von außen an die Bundeswehr herangetragen werden. Wagt es aber doch jemand, so stellt er bald mit Schrecken fest, daß selbst sein eingeschränktes Forschungsfeld (z.B. auf den Berufssoldaten) noch nahezu unübersehbar ist.

Hinter dem Begriff „Soldat“ verbirgt sich nämlich keineswegs mehr eine einzige, sondern vielmehr eine Vielzahl teilweise erheblich voneinander abweichender Tätigkeiten. Insgesamt gibt es in der Bundeswehr über 350 Ausbildungsreihen, die jeweils zu verschiedenen Tätigkeiten führen, die in sich wieder vertikal gegliedert sind.²⁴ Die Palette der Tätigkeiten, auf die hin ausgebildet werden soll, reicht vom Ladeschützen der Bordkanone des Panzer Leopard bis hin zum Triebwerkmechaniker an Düsenflugzeugen oder zum Sonardienst bei der Marine. Daß solche Tätigkeiten nur noch wenig miteinander Vergleichbares beinhalten, bedarf keiner Diskussion. Damit aber ist die Untersuchung solcher Lern- und Lehrprozesse hochspezialisiert. Sie benötigt lange Einarbeitungs- und Bearbeitungsphasen. Durch den hohen Zeitbedarf wird entweder der Forscher oder aber der potentielle Auftraggeber abgeschreckt. Nun kann man dem entgegenhalten, daß die vorgetragene Spezialisierung nichts daran ändere, daß trotz der Gegensätzlichkeit der Tätigkeiten aber immer noch etwas wie ein übergreifendes Berufsbild existiere. Möglicherweise ist diese Einheit des Soldatenberufs aber nur noch eine mühsam aufrechterhaltene Fiktion bzw. eine politische Rhetorik.²⁵

2.3. Das fehlende Berufsbild

Trotz vieler Versuche, die Orientierung an der potentiellen Kampfanwendung, d.h. an dem Bild des Kämpfers, als die große verbindliche Klammer des Soldatenberufs darzustellen,²⁶ es ist in zunehmenden Maße fraglich, ob diese zumindest im Friedensfall recht abstrakt erscheinende Gemeinsamkeit ausreicht, um heute noch zur Herausbildung eines einheitlichen Berufsethos beizutragen. Während im amerikanischen Bürgerkrieg noch 93,2 % der Soldaten mit rein militärischen Aufgaben betraut waren²⁷ beträgt das Verhältnis von Kampfsoldaten zu Soldaten in sonstigen Funktionen in der Bundeswehr heute etwa 30 : 70 (in der Luftwaffe nur noch 5 : 95). Bei einer großen Zahl der nicht den Kampf-tätigkeiten zuzuordnen den sonstigen Funktionen besteht völlige oder weitgehende Vergleichbarkeit mit Tätigkeiten des zivilen Berufssektors. So sind in der Bundeswehr ca. 200 zivile Berufe vorfindbar. Die Unterschiede in den auszuübenden Tätigkeiten bedingen eine entsprechende Differenzierung der militärischen Ausbildung. Wenn man davon ausgeht, daß die Homogenität des Soldatenberufs, d.h. einheitliche berufliche Standards und Wertvorstellungen, wesentlich über gemeinsame Ausbildung hergestellt werden soll, so impliziert die Differenzierung der Ausbildung einen Verlust an Homogenität, ein Vorgang, den man als Entprofessionalisierung bezeichnen könnte. Bedenkt man noch zusätzlich, daß die Bundeswehr bereits heute nur zum kleineren Teil aus Berufssoldaten, zum wesentlichen größeren aus Zeitsoldaten und Wehrpflichtigen besteht, für die die Berufsausübung nach der Militärdienstzeit einen wichtigen bzw. den alleinigen Bezugspunkt

darstellt, was eine Identifikation mit dem Zentralwert "Soldat" erschwert, so läßt sich schwer daran glauben, daß ein soldatisches Berufsbild noch existiert. Noch mehr gerät man natürlich ins Zweifeln, wenn man daran denkt, daß die Bundeswehr in den neunziger Jahren in einem nicht unerheblichen Maße aus wehrübenden Reservisten bestehen soll, die, so die jetzigen Planungen, alle zwei Jahre für 14 Tage zu den Fahnen gerufen werden sollen.²⁸ Sogar die Anfang der siebziger Jahre ins Leben gerufene Personalstrukturkommission hat davon Abstand genommen, ein Berufsbild zu fixieren. Warum dann aber noch eine besondere wissenschaftliche Beschäftigung mit den Soldaten? Ist dann eine solche nicht gleichzusetzen mit Forschungen, die auch in zivilen Großorganisationen durchgeführt werden können?

Die Frage kann weder schnell noch eindeutig beantwortet werden, selbst wenn man davon ausgeht, daß ein einheitliches Berufsbild nicht mehr existiert. Noch zeigt die Bundeswehr gegenüber zivilen Einrichtungen so viele Besonderheiten man denke nur an Kasernierung, an den Uniformzwang, das Prinzip von Befehl und Gehorsam, an das Monopol an organisierter Gewalt - daß es schlechterdings kaum vorstellbar ist, daß es den Forscher nicht reizen könnte, die Auswirkungen gerade dieser Besonderheiten zu betrachten. Woher rührt aber dann das konstatierte Forschungsdefizit? Liegt es etwa in einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Sozialwissenschaften einerseits und dem Militär andererseits begründet?

3. Gegensatz Militär – Wissenschaft

3. 1. Dominanz militärhistorisch bedingter Bildungsideologien

Armeen, die sich auf eine allgemeine Wehrpflicht abstützen, sind im Frieden in erster Linie große Ausbildungsinstitutionen. Dies gilt für die Bundeswehr ebenso wie es für Reichswehr und kaiserliche Kontingentarmee galt. Vorgesetzte, d.h. Offiziere und Unteroffiziere sind und waren nach ihrem Selbstverständnis und de facto folglich in erster Linie Ausbilder und nahmen bzw. nehmen für sich in Anspruch, Experten in Fragen von Erziehung, Ausbildung und Bildung zu sein. Bei der Reichswehr und Wehrmacht und auch in den ersten 15 Jahren der Bundeswehr ging der dominierende Ausbildungsbegriff stark von einem kriegsbild- und kampforientierten Ansatz aus. Ausbildung bedeutete die praktische, handwerkliche, geistige und körperliche Schulung des Soldaten im Hinblick auf seinen eventuellen Einsatz.²⁹ Heute gilt, folgt man den Definitionen der Weißbücher, Ausbildung als ein Oberbegriff für Erstausbildung, Fortbildung, Erziehung und Bildung. Inhaltlich scheint sich wenig geändert zu haben, denn nach wie vor werden besonders Zucht und Disziplin,³⁰ Pünktlichkeit und Gehorsam, Verlässlichkeit und Kameradschaftlichkeit gefordert,³¹ wobei Disziplin dann als gegeben erscheint, so das Weißbuch 1970, Ziff. 159, wenn das militärische Prinzip von Befehl und Gehorsam durchgehalten wird.

Geprägt von den mehr oder weniger implizit enthaltenen Schemata militärischer Disziplin hat sich so, historisch weit zurückreichend, ein Selbstbild des Soldaten als eines entscheidungsfreudigen Tatmenschen gebildet, dem der theoretisierende Zweifler oder Zauderer, als dessen Prototyp der Sozialwissenschaftler gilt, entgegengerbracht wird. Dieses Bild vom Soldaten schlägt sich natürlich auch in militärischen Ausbildungszielen und in Bildungsidealen nieder. Wenn überhaupt sozialwissenschaftliche Forschung diesem Bild vom Tatmenschen oder vom Praktiker unterge-

ordnet werden kann, dann vor allem unter dem Aspekt der möglicherweise nützlichen Hilfe. Mit dieser Einschätzung aber korrespondieren ein Geringschätzen von Grundlagenforschung und das Bestreben, wissenschaftliche Ergebnisse bürokratisch-administrativ vor allem zur Stützung von Alibis zu verwerten. Diese Alibis können - so die Selbstkritik eines Referenten in einem Ministerium - der Zeitgewinnung vor weiterreichenden Entscheidungen dienen oder der ex-post Rechtfertigung oder Begründung getroffener Entschlüss.³²

Ein weiterer Punkt steht der Akzeptanz sozialwissenschaftlicher Forschung entgegen. Der militärische Vorgesetzte fühlt sich, wie gezeigt, als Führer, Ausbilder und Erzieher, sieht sich, bestärkt durch eine unterschwellige Dominanz eines eigenschaftstheoretischen oder charismatischen Führungsbegriffs zum Führer bestimmt oder berufen. An dieser seiner Selbsteinschätzung könnten Forschungsergebnisse allenfalls rütteln, eine verunsichernde Wirkung haben sie nicht. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden vielmehr fast zwangsläufig abgelehnt, weil sie einen Autoritäts- oder Kompetenzverlust mit sich bringen könnten. Dies scheint insbesondere für die Pädagogik, aber auch für die Sozialwissenschaften allgemein zu gelten. Das Militär als Institution steht ihnen nach wie vor mißtrauisch gegenüber.

3.2. Wissenschaftsfeindlichkeit des Militärs - Scheu von Wissenschaftlern sich mit dem Militär zu beschäftigen

Zur Erklärung, warum von einem gespannten Verhältnis zwischen den Wissenschaften, vielleicht die Natur- und Ingenieurwissenschaften ausgenommen, und dem Militär gesprochen werden kann, bieten sich zusätzlich zum bereits Dargestellten, mehrere Hinweise an. Diese sind auf verschiedenen Ebenen angesiedelt und haben für sich jeweils unterschiedliches Gewicht.

Eine erste wesentliche Darlegung bewegt sich auf einer eher emotionalen Ebene: innerhalb der sogenannten "Scientific Community" wird der einzelne Forscher in der Regel über sein Forschungsobjekt identifiziert. Geht man nun davon aus, daß der militärische Beruf durchgängig in den westlichen Industrienationen ein vergleichsweise geringes Sozialprestige hat,³³ so wird man in Sinne eines Analogieschlusses annehmen dürfen, daß die Beschäftigung mit dem Militär für den Wissenschaftler keine prestigevermittelnde Tätigkeit ist. Hinzu kommt, ebenfalls einer rationalen Basis entbehrend, daß der mit dem Militär befaßte Sozialwissenschaftler besonders leicht Gegenstand von Stereotypen wird. Je nach ideologischer Einbettung kann dies einerseits im extremen bedeuten, daß ihm innerhalb wie außerhalb des Wissenschaftsreiches unterstellt wird, aus einer kritiklosen Bejahung des Militärs würde er zu einer demokratiegefährdenden Effizienzsteigerung bzw. zu einer "ungeheuren Militarisierung der gesamten Gesellschaft"³⁴ beitragen. Andererseits wird das Klischee verbreitet, der mit militärischen Themen befaßte Sozialwissenschaftler sei ein naiver Utopist ohne Sachkenntnis oder würde sich gar den Streitkräften anbieten, um quasi von innen heraus' die Systemüberwindung zu betreiben.³⁵

In dieser Polarisierung von Einstellungen spiegelt sich ein Dilemma wider, das Morris Janowitz als die Gefahr bezeichnet, „die Anwendung von Mitteln der Sozialforschung im Rahmen der direkten oder indirekten Verfolgung militärischer Zielsetzungen mit der Anwendung von Mitteln der Sozialforschung auf die Struktur, die Organisations-

formen und die Verhaltensweisen der Armee und des militärischen Establishments insgesamt zu verwechseln“.³⁶ Um das Problem zu verdeutlichen, verweist René König in diesem Zusammenhang auf die „Human-Relations-Schule“ der Industriesoziologie, wo die Forschung auch mißbräuchlich eingesetzt wurde, um besonders die „sozialen Voraussetzungen für eine höhere Produktivität der Arbeiter herauszufinden“. Beispiele für einen ethisch hochbedenklichen Einsatz der Sozialforschung im Bereiche des Militärs sind für ihn etwa konsequente Indoktrination oder Techniken zur Vorbereitung von Staatsstreichen bzw. gewaltsamer Einschüchterung.³⁷

Ein kennzeichnendes Unterscheidungsmerkmal zwischen der Organisation des Militärs und jener der Wissenschaft ist das Ausmaß der jeweiligen Informationskontrolle.³⁸ Im Wissenschaftsbetrieb ist ein ungehinderter Informationsfluß eine *Conditio sine qua non*. Ist er nicht gegeben, wird ein wissenschaftlicher Fortschritt unmöglich gemacht. In bezug auf wissenschaftliche Analysen militärischer Objekte ist der freie Diskurs beeinträchtigt, wenn die Bereitstellung oder der Zugang zu Informationen seitens des Militärapparates verweigert wird.³⁹ Oder er ist betroffen, wenn das Geheimhaltungsgebot, das beim Militär oft mit tagespolitischer Begründung über die unmittelbar- sicherheitsempfindlichen Bereiche ausgedehnt wird, die Publizierung von Ergebnissen betrifft und zu Versuchen führt, eine Veröffentlichung zu verhindern. Beide Arten der Informationskontrolle sind dann naheliegend, wenn die Beziehungen zum Militär und/oder zur Militärbürokratie nach Maßgabe der allgemeinen professionellen Verantwortlichkeit (z.B. Schutz persönlicher Daten) und des Erkenntnisinteresses (Forschungsziel) vom Forscher nicht vor Aufnahme des Projekts geklärt bzw. institutionalisiert wurde.⁴⁰ Daß der Untersuchungsgegenstand selbst der sozialwissenschaftlichen Betrachtung Widerstand leistet, ist im übrigen nicht nur typisch für das Militär, auch andere Organisationen und Institutionen sind gegen von außen an sie herangetragene Forschung resistent. Nach den professionellen Standards, besonders der akademischen Soziologie und Psychologie, aber ist die Zugänglichkeit zu einem Gegenstand ein wesentlicher Gesichtspunkt für die Festlegung individueller Forschungsinteressen.

Das Widerstreben der militärischen Organisation gegen ihre Betrachtung durch die Wissenschaften kann noch mit zusätzlichen gegenseitigen, mehr oder weniger weitreichenden Inkompatibilitäten struktureller Natur erklärt werden. So liegt es für den Soldaten nahe, qua Auftrag eine bewahrende, konservative Haltung an den Tag zu legen, während es eine Eigenheit des Wissenschaftlers ist, „auch dort Fragen zu stellen, wo alles (scheinbar) fraglos funktioniert.“⁴¹ Ebenso kann sich der „Gegensatz von militärischer Befehlsabhängigkeit und wissenschaftlichem Freiheitsanspruch“⁴² als Kommunikationsstörung im Verhältnis zwischen Soldaten und Sozialwissenschaftlern auswirken. Konkret wird sich diese Antinomie einerseits in einem Bedürfnis nach Eindeutigkeit niederschlagen, die notfalls sogar nach dem Motto, daß ein falscher Entschluß immer noch besser als kein Entschluß sei, erreicht werden muß und andererseits im Bemühen äußern, mehrere Erklärungen zu suchen, sie auf ihre Aussagekraft hin abzuwägen und sie dann u.U. als gleichberechtigt nebeneinander stehen zu lassen. Auf eine weitere Betrachtungsebene, auf der gegensätzliche Dispositionen bemerkbar sind, weist Charles A. Chandessais hin: „Der Soldat ist ein Mann der Tat und per definitionem der Gewalt. Der Forscher ist ein Mann des Denkens und gewöhnlich gewaltlos . . . Während er in die Zukunft blickt, stützt sich der Soldat notwendigerweise auf die Vergangenheit. Sie ist für ihn eine stabile Basis. Der Wissen-

schaftler sieht in die Zukunft: wenn er sich der Vergangenheit bedient, dann als Sprungbrett. Der Soldat ist traditions-, der Wissenschaftler zukunftsorientiert“.⁴³

Daß solche strukturellen Kontraste über die Sozialisation in der je verschiedenen Umwelt zu unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Bewußtseinsstrukturen führen können, gehört zum Wissensbestand der Sozialpsychologie. Noch in der Diskussionsphase zur Bildungsreform in der Bundeswehr wurden sie als die alten Fremd- und Selbstbilder vom „Denker“ auf der einen Seite und vom „Kämpfer“ auf der anderen Seite reaktiviert und bestärkt.⁴⁴ Handlungsleitend werden solche Klischees insofern, als sie sich in einer gegenseitigen Berührungsangst manifestieren. Der Soldat wird dann die verunsichernde Wirkung von Wissenschaft fürchten, den Wissenschaftler wird die für ihn nicht kontrollierbare Umsetzung seiner Ergebnisse in militärische Praxis beunruhigen.

Versucht man zusammenfassend zu begründen, warum die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Militär so viele Lücken aufweist, so sind gleichermaßen wissenschaftsinterne Verhältnisse, binnenmilitärische Sozialisationsstrukturen wie auch strukturelle Gegensätzlichkeiten zwischen der Organisation der Wissenschaft und der des Untersuchungsgegenstandes anzuführen. Will man das Verhältnis Militär und (Sozial-) Wissenschaft als einen Indikator für die Normalität des Verhältnisses Militär und Gesellschaft betrachten, dann ist der Idealzustand wissenschaftlichen Engagements aus den angeführten Gründen sicher noch nicht erreicht.

Er wird auch so lange Illusion bleiben, als dem sich mit dem Militär beschäftigenden Wissenschaftler eine akademische Karriere aufgrund des Widerstandes seiner Kollegen und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit versagt bleibt, aber sicher auch so lange, als der Forscher, der dem Militär seine Ergebnisse vorträgt, in die Rolle des antiken Boten gerät, der für seine schlechte Nachricht erschlagen wird.

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag stellt eine überarbeitete und aktualisierte Zusammenfassung aus P. Klein, E. Lippert: Militär und Gesellschaft. München 1979 und P. Klein, E. Lippert: Pädagogische Forschung in der deutschen Bundeswehr, in: Österreichische Militärische Zeitschrift, H. 5/1985 dar
- 2 W. von Bredow: Die Demokratie und ihre Wächter, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 50/7 1, S. 23 f.
- 3 Vgl. R. Aron: Modernisierung, Reaktion und die Rolle der Armee, in: W. Zapf (Hrsg.): Theorien des sozialen Wandels, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1969, S. 441 - 453
- 4 Vgl. U. Geuter: Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, Frankfurt: Suhrkamp 1984, S. 143 ff.
- 5 G. Picht (Hrsg.): Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr, 3 Bde., Witten, Berlin: Eckart 1965-1966
- 6 W. Mosen: Eine Militärsoziologie. Technische Entwicklung und Autoritätsprobleme in modernen Armeen, Neuwied/Berlin: : Luchterhand 1968; W. Mosen: Bundeswehr, Elite der Nation? Berlin/Neuwied., Luchterhand 1970; F. Pöggeler, O. Wien (Hrsg.): Soldaten der Demokratie. Die Bundeswehr in Gesellschaft und Staat, Frankfurt. Bernard & Graefe 1973
- 7 Vgl. R. Zoll: Zum Verhältnis von Militär und Wissenschaft - Die Bedeutung der Sozialwissenschaften für das Militär, Vortrag anlässlich des Colloque de Soreze, 25. - 27. Juli 1977, Manuskriptdruck, S. 14
- 8 Vgl. M. Janowitz: On the State of the Sociology of Military Institutions, in: E. Lippert u.a. (Hrsg.): International Symposium on Armed Forces and Society, München: SOWI-Bericht 17, 1979, S. 3
- 9 Vgl. G.A. Courvetaris und B.A. Dobratz: The Present State and Development of Sociology of the Military, in: Journal of Political and Military Sociology, 4,1976,S.71
- 10 A. Bonnemann u.a.: Lehren und Lernen an der Hochschule der Bundeswehr Hamburg, Darmstadt- Leuchtturm-Verlag 1984, S. 41
- 11Vgl. S. Schneider und R. Zoll: Research Needs in the Field of Military Sociology in West-Germany, Evidence from Empirical Studies, in: E. Lippert u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 99 f.
- 12 S. Schneider: Verteilung von Beiträgen in der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie" (KZfSS), München 1978; ders., Militärsoziologische Beiträge in der Zeitschrift "Soziale Welt", München 1978 (Manuskripte)

- 13 Das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr erarbeitet neben Studien, die grundsätzlich publiziert werden auch Gutachten, über deren Publikation der Auftraggeber entscheidet.
- 14 Während in den Wehrpsychologischen Untersuchungen in den späten siebziger und Anfang der achtziger Jahren eine große Anzahl von anspruchsvollen Forschungsarbeiten aus den eigenen Reihen, z.B. von Puzicha, Feser, Flach sowie von Kaiser und Schatz-Bergfeld veröffentlicht wurden, beschränken sich die heutigen Jahrgänge meist auf die Publikation von nach außen vergebenen Arbeiten oder auf die Information über Daten- oder Dokumentationssysteme.
- 15 Vgl. besonders: Ch. Moskos: The military, in: Annual Review of Sociology, '2, 1976, S.55
- 16 Vgl. R. Zoll, 1977, a.a.O., S.
- 17 Vgl. G. Wachtler: Struktur- und Funktionswandel der Streitkräfte. Eine gesellschaftstheoretische Neuorientierung der Militärsoziologie, in- W.R. Vogt (Hrsg.): Sicherheitspolitik und Streitkräfte in der Legitimitätskrise, Baden-Baden: Nomos 1983, S. 59 - 77
- 18 H. Wust: Ausbildung, Bildung und Erziehung in den Streitkräften, BMVg Info- und Pressestab V/3 vom 24.03.1977
- 19 Vgl. P. Klein: Wertewandel und Armee, in: Die Bundeswehr, H. 2/1987; K. Haltiner: Milizarmee. Bürgerleitbild oder angeschlagenes Ideal? Frauenfeld: Huber 1985, S. 29 f.
- 20 Vgl. P. Klein: Zur Bewährung von Absolventen der Bundeswehruniversitäten in der Truppe, in: W.R. Vogt (Hrsg.): Militär als Lebenswelt, Leverkusen: Leske und Budrich, im Druck
- 21 L. Kern, P. Klein. Tradition. Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, Berichte H. 41, München 1986
- 22 E. Lippert, P. Schneider, R. Zoll: Sozialisation in der Bundeswehr. Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr (SOWI), Berichte, H. 2, München 1976 und K. Hegner, E. Lippert, R. Wakenhut: Selektion oder Sozialisation, Opladen: Westdeutscher Verlag 1983
- 23 Vgl. H. Dillkofer, P. Klein: Der Unteroffizier der Bundeswehr 11. Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, Berichte, H. 21, München 1980
- 24 H. Dillkofer, P. Klein: Der Unteroffizier der Bundeswehr 1. Tätigkeitsfeld und Ausbildung, Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, Berichte, H. 18, München, 1979, Kap. 11.2.1.
- 25 Vgl. Th. Ellwein: Beruf "Soldat", in: R. Zoll u.a. (Hrsg.): Bundeswehr und Gesellschaft, Opladen 1977, S. 52 ff, und H. Dillkofer, P. Klein, 1979, a.a.O., Kap. II. 1.2.

- 26 Vgl. z.B. H. Karst: Das Bild des Soldaten, Boppard: Boldt 1969
- 27 Vgl. M. Janowitz: The Professional Soldier, New York: The Free Press 1971, S.9
- 28 Nach einer Meldung der Süddeutschen Zeitung vom 23.7.87 soll Bundesverteidigungsminister Wörner angekündigt haben, er werde in den neunziger Jahren Reservisten alle zwei Jahre für 14 Tage zu Reserveübungen heranziehen. Derzeit prüfe man aber noch, inwieweit diese Zeiten an die Wochenenden gelegt werden könnten.
- 29 Vgl. Portner, Schulz, Driftmann, Wullich: Grundlagen der Allgemeinen Wehr. pädagogik, Regensburg: Walhalla u. Praetoria 1977, S. 162
- 30 G. Fiebig, H.G. Lemm: Ausbildung und Erziehung, in: Standortbestimmung, Schriftenreihe Innere Führung, Reihe Politische Bildung, H. 10, Bonn 1975, S.78
- 31 F. Pöggeler: Die Bundeswehr im demokratischen Bildungssystem, in: F. Pöggeler, O. Wien (Hrsg.): Soldaten der Demokratie, Frankfurt 1973, S. 123
- 32 Vgl. R. Bartholomäi: Ressortforschung, Aspekte der Vergabe und Forschungsbegleitung, in- Wissenschaftszentrum Berlin (Hrsg.): Interaktion von Wissenschaft und -Politik, Frankfurt 1977
- 33 Für die Bundesrepublik vgl.: E. Noelle-Neumann (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch für Demoskopie 1976, Wien/München/Zürich 1976
- 34 U.J. Marré: Schlagwort „Bundeswehrhochschulen“, in: G. Grünewald und U.J. Marré: Antimilitaristisches Lexikon, Frankfurt/Main: Direkt Verlag 1976 S.26
- 35 Vgl. H.H. Meise: Die kritisch-dialektischen Sozialwissenschaften in der Neuordnung von Ausbildung und Bildung, in: Europäische Wehrkunde, 25, 1976, S. 622 - 629, aufschlußreich zum Thema: R. Hamann: Armee im Abseits, Hamburg: Hoffmann u. Campe 1972, S. 10 (Vorwort)
- 36 M. Janowitz, zitiert nach R. König: Einige Bemerkungen zu den speziellen Problemen der Begründung einer Militärsoziologie, in: Ders. (Hrsg.): Beiträge zur Militärsoziologie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 12, Köln/Opladen 1968, S. 9
- 37 R. König, a.a.O., S. 9
- 38 Vgl. R. Zoll, 1977, a.a.O., S. 5
- 39 Vgl. W. Baur: Deutsche Generale. Die militärischen Führungsgruppen in der BRD und DDR, in: W. Zapf (Hrsg.): Beiträge zur Analyse der deutschen Oberschicht, München: Piper 1965. Durch Informationsverweigerung hat diese Studie nicht die Aussagekraft erlangt, die sie hätte haben können.
- 40 Vgl. dazu M. Janowitz, 1979, a.a.O., S. 3

- 41 R. Hasenböhler: Militärsoziologie, in: Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, H. 3, 1976, S. 91
- 42 K. von Schubert: Militär und Wissenschaft, in: R. Zoll u.a. (Hrsg.): Bundeswehr und Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1968, S. 219
- 43 C.A. Chandessais: Le militaire et le savant, Paper für die NATO-Tagung „The Perceived Role of the Military“, Bendor, Frankreich, September 1970. In der Übersetzung zitiert nach K. von Schubert, 1972, a.a.O., S. 3
- 44 Vgl. E. Lippert, R. Zabel: Bildungsreform und Offizierkorps. Zu den Auswirkungen der Neuordnung von Ausbildung und Bildung in der Bundeswehr auf das Rekrutierungsmuster des Offizier Nachwuchses, in: Schriftenreihe innere Führung, H. 29, 1977, S. 53